



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jacobi, F.: Die Schicksale der Marienburg

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

das Einkommen der Gerichtsvollzieher einen Blick werfen, so finden wir, daß nur etwa ein Drittel derselben — 638 — nicht ganz das geringste richterliche Einkommen (2400 Mark) bezieht, daß dagegen die übrigen zwei Drittel sich eines Einkommens erfreuen, das durch alle Stufen hindurch mit dem der Richter Schritt hält und in der höchsten Stufe sogar den Gehalt eines Oberlandesgerichtspräsidenten (16000 Mark) noch übersteigt. Daß es wirklich ein Bedürfnis sei, Menschen von dieser Bildungsstufe mit einem solchen Einkommen auszustatten, läßt sich doch bezweifeln. Wohl mochten die Unterbeamten, die früher unter Gerichtsaufsicht die nämlichen Geschäfte zu besorgen hatten, mitunter zu kärglich besoldet sein, und wenn Veruntreuungen bei ihnen vorkamen, so konnte man wohl annehmen, daß die Not sie dazu getrieben habe. Die öftern gleichen Vergehen der Gerichtsvollzieher beweisen aber, daß Menschen von niedriger Bildungsstufe auch dadurch, daß man sie in Wohlleben stellt, nicht immer vor Schlechtem bewahrt werden. Jedenfalls gehören die Gerichtsvollzieher — wie auch noch jüngst ein im Reichstag erstatteter Kommissionsbericht aussprach — zu den am wenigsten bewährten Errungenschaften des Jahres 1879.

(Schluß folgt)



Die Schicksale der Marienburg



Dem Besucher der Marienburg bietet sich jetzt ein merkwürdiges Bild. In dem südlichen Teile, dem „Hochschloß,“ herrscht ein Leben und Treiben, als sollte die Burg noch einmal von Grund aus neu gebaut werden. Die verunstaltenden Umbauten, mit denen eine spätere Zeit sich an diesem herrlichsten gothischen Profanbau so arg versündigt hat, werden abgebrochen und überall die ursprünglichen Formen wieder hergestellt. Noch treten beim Abbruche der später zugesügten Mauern die alten, erhabenen Spitzbogen vielfach deutlich hervor. Im Innern, namentlich in der Schloßkirche, tauchen die alten Freskomalereien, freilich bis zur Unkenntlichkeit verwischt, aus der Kalktünche, mit der sie späterer Unverstand überkleidet hat, langsam wieder hervor, an andern Stellen prangen bereits die Farben in alter Frische. Kurz, die Marienburg gleicht jetzt dem Dornröschen, das nach jahrhundertelangem Schlaf in Jugendschönheit wieder erwacht.

Welche Wandlungen haben diese Mauerwerke durchlebt, und wie bezeichnend sind ihre Schicksale für den Geist der Jahrhunderte, die hier an dem sinnenden Beschauer vorüberziehen! Es war zunächst eine Burg, für einen Komthur und zwölf Ritter bestimmt, die der Landmeister Konrad von Thierberg 1274 hier an der Rogat zur Beherrschung der wichtigen Wasserstraße anlegte. Das heutige „Hochschloß,“ das alle andern Teile der gewaltigen Burg an Höhe überragt, ist dieses alte Komthurschloß. Als dann Siegfried von Feuchtwangen den Hochmeisterstuhl des deutschen Ordens 1309 von Venedig nach Marienburg verlegte, genügten die alten Räume nicht mehr, und es wurde nach Norden zu das „Mittelschloß“ angebaut. Beide Hälften sind durch einen trocknen Graben von einander geschieden. Das „Hochschloß“ bildet ein regelmäßiges Rechteck, das einen Hof von 32 Meter Länge und 27 Meter Breite umschließt. Das „Mittelschloß“ lehnt sich als ein langgestrecktes Viereck an, von dem aber nur drei Seiten bebaut sind, während der trockne Graben die vierte Seite darstellt. Im westlichen Flügel des „Mittelschlusses“ befinden sich die für den Hochmeister bestimmten Prachträume: „Meisters großer und kleiner Remter, der obere Gang, Meisters Stube, Meisters Gemach, Meisters Schlaf- und Hinterkammer, Meisters Hauskapelle.“ Die Krone der ganzen Burg ist „Meisters großer Remter,“ worin er vornehme Personen empfing. Ein einziger Granitpfeiler trägt das wundervolle Sterngewölbe, zehn Fenster geben ihm von drei Seiten her Licht, seine Höhe ist neun Meter, Länge und Breite vierzehn Meter. Der Pfeiler mit den Gewölbrippen erscheint wie eine versteinerte Palme, alle Schwere ist hier wie aufgehoben, man glaubt sich der Erde entrückt. Eine Perle ist auch der an die Hauskapelle sich anschließende „Konventsremter.“ Er ruht auf drei mächtigen in der Mitte stehenden, gleich weit von einander entfernten Pfeilern, vierzehn Fenster erhellen ihn, seine Maße sind gewaltig: dreißig Meter beträgt die Länge, sechzehn Meter die Breite, neun Meter die Höhe. Hier speisten die Ritter und erholten sich von ihrer Beschäftigung. Die beiden andern Flügel des „Mittelschlusses“ waren für den Großkomthur, für erkrankte Ritter und Fremde bestimmt. Im „Hochschlosse“ wohnten die Ritter, nicht wie Mönche in Einzelzellen, sondern in gemeinsamen hochgewölbten Räumen. Im Nordflügel, nach dem Mittelschlosse zu, befand sich der „Kapitelsaal,“ wo die Gebietiger des ganzen Ordenslandes zu gemeinsamen Beratungen, insbesondere zur Hochmeisterwahl, zusammenkamen, und dicht daneben die Kirche mit ihrem reichgeschmückten Eingange, der „goldnen Pforte“ und dem riesigen Marienbilde an der Außenseite, das als Wahrzeichen der Burg weit in die Lande leuchtete. Unter der Kirche lag die St. Annenkapelle mit der Hochmeistergruft. Um das „Hochschloß“ lief nach dem Hofe zu ein prachtvoller Kreuzgang, zwei Stockwerke hoch, von dem man in die einzelnen Räume gelangte. Um das „Mittel-“ und „Hochschloß“ herum zog sich eine Menge von Bauten, die der Verteidigung, der Aufbewahrung der Lebensmittel und Ge-

schosse, der Unterbringung des Gefindes u. dergl. dienten und mit Türmen und Gräben wohl verwahrt waren; diese nannte man die „Vorburg.“ Alles war in Ziegelrohbau mit Zinntürmchen, verzierten Giebelfeldern ausgeführt, im Innern vielfach mit Ornamenten aus gebranntem und gemeißeltem Thon geschmückt. Sogar eine Fußbodenheizung für kalte Tage fehlte nicht. Eine genauere Beschreibung dieser erhabenen Räume würde über den Rahmen dieser Skizze hinausgehen, wir verweisen den Leser auf ein Büchlein, das jüngst von sachkundiger Seite veröffentlicht worden ist und eine eingehende Beschreibung enthält: Marienburg, das Haupthaus des deutschen Ordens. Von Karl Starck (Danzig, Kafemann, 1889). Der christlich-deutsche Sinn, der die Ritter in ihren guten Tagen befeelte, hatte sich hier im Verein mit hoher Kultur einen monumentalen Ausdruck geschaffen. Man begreift, welcher Segen von einem solchen Orden in das heidnische Preußenland ausgehen mußte, noch lange galt namentlich die Regierung des Hochmeisters Winrich von Kniprode (1351—1382) als ein goldnes Zeitalter für Preußen.

Doch die Zucht des Ordens verfiel allmählich, die herannahende neue Zeit strebte nach andern Formen, trotzig erhoben die Städte ihr Haupt, und immer drohender wurde der alte Erbfeind deutscher Kultur: die Slawen. Schon nach der unglücklichen Schlacht von Tannenberg 1410 wurde die Marienburg von dem Polenherzog Jagello hart belagert, und nur der Tapferkeit des Komthurs Heinrich von Plauen war es zu danken, daß die Burg und mit ihr der Orden gerettet wurde. Noch zeigt man in „Meisters großem Remter“ über dem Kamin eine Kugel. Ein Verräter hatte in der belagerten Burg Jagello versprochen, er wolle eine rote Mütze zum Fenster des Remters hinaushängen, wenn Heinrich von Plauen sich mit den andern Gebietigern darin aufhalte. Dann solle man nach der Mütze zielen und würde den einzigen Pfeiler treffen, auf dem der Saal ruhe, und der „Remter“ würde über den Verteidigern der Burg zusammenbrechen. Wirklich wurde die Kugel abgeschossen, sie ging aber fehl und schlug in die Wand ein. Jagello, dessen Heer von Krankheiten und Ungeziefer aufgezehrt wurde, mußte abziehen. Aber schon 1454 entbrannte ein neuer Krieg mit Polen, 1457 fiel die Marienburg in die Hand des Erbfeindes. Von 1457 bis 1772 mußte das Haupthaus des Ordens erfahren, was „polnische Wirtschaft“ bedeute.

Ein polnischer Starost richtete sich jetzt mit seinem slawischen Gefolge nach Herzenslust in der Marienburg ein. Auf der „Vorburg“ siedelte sich allerlei Gefindel, „Schotten“ genannt, an und erwarb gegen Abgaben von den polnischen Herren die Erlaubnis, hier ihre Krambuden aufzuschlagen, sodaß die Burg in eine ganz unwürdige Umgebung kam. Zwischen der Kirche und dem „Mittel-schloß“ erbauten die Jesuiten ein Kollegium und nahmen zugleich von der Kirche und der St. Annenkapelle Besitz. Um einen Zugang zur Stadt zu gewinnen, wurde zeitweilig jedermann der Durchgang durch die Kapelle gestattet,

und wo die Gebeine der Hochmeister ruhten, wälzte sich jetzt der Strom des gewöhnlichen Verkehrs. An den Winkel, den „Meisters Hauskapelle“ mit dem „Konventsremter“ bildet, flichte ein Starost einen plumpen Anbau. „Meisters Kapelle“ wurde in einen Hausflur verwandelt und ein neuer Ausgang dazu vom Hofe aus geschaffen. „Meisters Gemach“ und „Meisters kleiner Remter“ schienen den neuen Bewohnern zu hoch und wurden durch Balkenlagen und Fachwerkwände in zwei Stockwerke und mehrere niedrige Zimmer geteilt, im „Gemach“ gar die Gewölbe eingeschlagen. Das „Hochschloß“ aber erlitt 1644 durch Brand eine große Beschädigung. Ein Büchsenmeister wollte am Frohnleichnamsfeste wie gewöhnlich Böllerschüsse von den Zinnen abfeuern, war aber betrunken und hatte in seinem Zustande die brennende Lunte auf dem Boden gelassen. So brannte das ganze Dach ab, und sechzig Jahre blieb das Hochschloß ohne Dach, bis August der Starke bei einem Besuche auf der Burg notdürftig ein solches herstellen ließ. Bezeichnend für die polnische Wirtschaft war auch dieser königliche Besuch. Während sein Reich von äußern und innern Feinden zerwühlt war, vergnügte sich August mit seiner Geliebten, der schönen Gräfin Cosel, drei Monate lang im Jahre 1710 an der Stätte, wo einst die ersten Hochmeister gewaltet hatten. Ein Glück war es, daß „Meisters großer Remter“ und der „Konventsremter“, sowie der nördliche und östliche Flügel des „Mittelschlusses“ während dieser Zeit im großen und ganzen unangetastet geblieben waren.

Endlich kam für Westpreußen der Tag der Erlösung, bei der ersten polnischen Teilung fiel auch Marienburg an Friedrich II. von Preußen. Schon am 27. September 1772 war der „Konventsremter“ Zeuge der Huldigung, die die westpreussischen Landstände den Vertretern des großen Königs darbrachten. Aber für die Burg war die Zeit der Erlösung aus ihrer Verwünschung noch nicht gekommen. Auch Friedrich der Große war befangen in den Vorurteilen seiner Zeit. Nur das Nützliche hatte in der Zopfzeit Geltung, und was nicht Nutzen schaffte, wurde von den Aufklärern in die Rumpelkammer geworfen. So wurde es mit des Ordens Haupthause unter preussischer Herrschaft schlimmer als unter der polnischen Wirtschaft.

In dem „Hochschlosse“ wurde ein Regiment Soldaten einquartiert, der „Konventsremter“ in ein Exerzirhaus umgewandelt. Doch dies war noch nichts gegen den Greuel der Verwüstung, der 1785 an dieser geschichtlich geweihten Stätte anhub. Jetzt ging man „Meisters großem Remter“ zu Leibe. Um die herrliche Säule herum wurden Balken gezogen und so der lichte Raum in zwei Stockwerke zerlegt, aus jedem Stockwerke vier Zimmer gebildet, die Kalksteinplatten an der Schenkbank und den Fenstern abgerissen und zu Kalk verbraucht. Weberfamilien wurden hier vom Staate angesiedelt, und wo einst die Schwerter der Ritter auf dem Fußboden geklirrt hatten, klappten nun Webstühle. Auch die übrigen Teile der Hochmeisterwohnung wurden den

Webern eingeräumt. Doch das Unternehmen hatte keinen Fortgang, mehrere der Weber liefen fort, und so bestimmte man drei Stuben in dem „großen Remter“ zu einer Armenschule und eine zur Spinnstube. Im Jahre 1801 aber erreichte der Vandalismus seinen Gipfelpunkt. Die Besatzung Marienburgs wurde damals verringert, die zurückbleibende Mannschaft in der Stadt untergebracht, warum sollte man die gewaltigen Räume der Marienburg nutzlos liegen lassen? So verfiel man auf den Gedanken, die Burg zu einem Magazin für Getreide, Mehl und Salz umzugestalten. Alle im Hoch- und Mittelschloß übrig gebliebenen Gewölbe wurden jetzt erbarmungslos zerschlagen und in niedrige Schütthöden umgewandelt. Ja der Oberbaurat Gilly ging mit dem Plane um, die ganze Burg abzubrechen und aus den Ziegeln ein neues Magazin zu bauen, einem Plane, der nur an den Kosten scheiterte. Noch heute liest man über dem im Südflügel des Hochschlosses nach der Stadt zu durchbrochenen Eingänge die denkwürdigen Worte: „Königliches Getreidemagazin.“ Kann es ein bezeichnenderes Merkmal für die Zopfzeit geben?

Doch schon schlug die Stunde, in der ein neuer Geist sich Bahn brach. Max von Schenkendorf war der erste, der in der damals viel gelesenen Zeitschrift „Der Freimütige“ 1803 auf das Schimpfliche der Zerstörung der Marienburg hinwies. Dieser Aufsatz öffnete dem Minister von Schrötter und auch dem Könige die Augen, schon 1804 erschien eine Kabinettsordre, die der weiteren Zerstörung der Burg Einhalt gebot und sogar für ihre Erhaltung Sorge zu tragen befahl. Die Stürme der folgenden Unglücksjahre hinderten freilich die Ausführung des königlichen Befehls. 1806 bis 1808 hausten die Franzosen im Schlosse, wobei sie das „Hochschloß“ als Kriegsmagazin, das „Mittelschloß“ vornehmlich als Lazareth benutzten.

Nach den Befreiungskriegen aber wurde die Wiederherstellung der Burg ein Ziel aller „teutsch“ Gesinnten. Mit fast überschwänglicher Begeisterung ging man an die Arbeit. Oberpräsident von Schön war der erste, der die Anregung gab. Der König sollte die Erhaltung des Ganzen übernehmen, das Volk die einzelnen Teile herstellen. Den Weg der Subskription lehnte Schön ab, jeder, der etwas beitragen wollte, sollte einen bestimmten Teil, einen Pfeiler, ein Fenster, ein Gemach übernehmen. Die Prinzen des königlichen Hauses gingen voran und übernahmen die Herstellung von „Meisters großem Remter“ und den Zimmern über dem Schlosse. Adelsfamilien, Städte, Kreise, die evangelische und die katholische Geistlichkeit Preußens, Logen, Vereine, Gymnasien u. s. w. folgten mit Begeisterung. Der Marienburger Prediger Dr. Häbler, der in der Burg noch am besten Bescheid wußte, half den Baumeistern die alten Formen wieder entdecken, Geheimrat Hartmann übernahm die Bauleitung, dem seit 1819 Bauinspektor Gersdorff zur Seite stand. Landrat Hüllmann, Bürgermeister Hüllmann, Professor Johannes Voigt leisteten wesentliche Dienste. So erhob sich allmählich die Hochmeisterwohnung und der „Konventsremter“

wie die Außenmauern des „Mittelschlosses“ in altem Glanze. Schon 1822, als alles noch im Werden war, besuchte der damalige Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV. den Bau und hielt in „Meisters großem Remter“ ein Festmahl, wobei er den Trinkspruch ausbrachte: „Alles Gute und Würdige ersthe wie dieser Bau.“

Doch noch blieb das „Hochschloß,“ sowie zwei Flügel des „Mittelschlosses“ unverändert, die Begeisterung der Befreiungskriege verbrauchte allmählich unter den folgenden Zeitverhältnissen. Erst unsrer Zeit ist es vorbehalten geblieben, die Wiederherstellung zu vollenden. Auf Veranlassung der preussischen Regierung wird seit 1881 an dem „Hochschloße“ gearbeitet. Staatsmittel sind zur Verfügung gestellt, Lotterien sorgen für weitere Mittel, ein Verein zur Herstellung und Ausschmückung der Marienburg hat sich gebildet. Unter Bauinspektor Steinbrechts Leitung schreiten die Arbeiten sicher fort. Schon sind die Außenwände des „Hochschlosses“ mit ihren Zinnen und Türmen fertig, der Kreuzgang im Nordflügel vollendet, der „Kapitelsaal,“ die Schloßkirche, der Schloßturm der Vollendung nahe. In etwa fünf Jahren hofft Steinbrecht mit der Arbeit fertig zu sein. So stehe denn bald dieser Bau da als ein Denkmal von des wiedererstandenen deutschen Reiches Herrlichkeit an seiner Ostmark!

Thorn

f. Jacobi



Boris Lensky



Der neueste Roman Ossip Schubins*) hat sehr viele Schwächen, aber auch bemerkenswerte Vorzüge. Da er im ganzen das Werk eines ungewöhnlichen Talentes ist, so wollen wir uns bemühen, ihn mit möglichster Sachlichkeit zu beurteilen. Dabei wollen wir von vornherein von unserm persönlichen Mißbehagen, das uns Ossip Schubin durch ihre internationale Gesellschaft und durch ihr mit Fremdwörtern und französischen, englischen, italienischen Wendungen gespicktes Deutsch verursacht, ganz absehen; sie hat übrigens diesmal ihrer Fremdwörterfucht Bügel angelegt. Wir wollen uns auf den Boden Ossip Schubins selbst stellen und die Thatsache ihrer internationalen Phantasie, ihres von dem Dunst und Duft der europäischen Großstädte geschwängerten Realismus ergeben hinnehmen.

*) Boris Lensky. Roman in sechs Büchern von Ossip Schubin. Drei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel, 1889.
Grenzboten IV 1889